Kriegsfreiwilliger Söneland.

Novelle von Franz Brümmer.

Karlernst Martens war neunzehn Jahre alt und fühlte sich immer noch etwas befangen in seiner neuen Würde als Leutnant. Trotzdem auch alles gut zu schnell gegangen — wie im Traume.

Vor sieben Monaten noch Schüler des Gymnasiums, und gerade seine besondere Hoffnung der Primo, dann innerhalb weniger Tage mit Not-Reifeprüfung als Kriegsfreiwilliger in die Kaserne und in die graue Uniform, auf den Exerzierplatz, ins Feld und ins Feuer.

Grauenhaftes war an ihm vorbeigezogen. In unzähligen Schützengräben hatte er gestanden, gelegen, geschossen, Hitze und Kälte empfunden und geschlafen, von unsäglicher Müdigkeit übermältigt. Mit wildem Hurrageschrei war er von dort gegen den Feind gestürmt. Dazwischen wieder Marschtage und Marschtage, als wollte es nicht enden, zuweilen aber auch ein ruhiges Quartier, wo man sich von wochenlangem Schmutz säubern, in einem wirklichen Bett liegen und seine Gedanken ein wenig sammeln konnte. Ein paar rasche Zeilen an Mutter, eine Karte an einen der daheimgebliebenen Freunde: „Ich lebe noch!" — „Hurra, es geht vorwärts!" — „Sollte ich fallen, halte mich in gutem Gedächtnis!"

Karlernst Martens mußte sich wohl in all diesem Kampfestoben außerordentlich bewährt und hervorgetan haben. Schon in der fünften Woche gab man ihm das Eiserne Kreuz, später die Tressen eines Unteroffiziers. Als er sich aber, in einem heißen Gefecht, mit einer Schar von seiner Truppe abgeschnitten, durch eine starke feindliche Abteilung tollkühn durchschlug und seine Leute sowie über fünfzig Gefangene zurückbrachte, wurde er Offizier-Stellvertreter, und nicht lange darauf kam seine Ernennung zum Leutnant.

Wie ein wüster Traum erschien ihm dies alles noch an dem Frühlingstage, da er langsam den Laufgraben abschritt, um sich nach dem Unterstand zu begeben, der schon unter den grünen Waldbäumen lag.

Es war um Mittag, und die Leute holten das Essen von den Feldküchen, die an zwei Kilometer hinter dem letzten Schützengraben am Rande eines Dorfes standen.

Der Tag war schön und bis auf ein fernes, dumpfes Dröhnen in der Luft so still, daß Karlernst Martens nach Wochen wieder einmal das wunderbare Gefühl des Ausruhens hatte. Freilich drüben — etwa sechshundert Meter vor der ersten Linie — lagen die Franzosen, und in der Nacht konnte man manchmal Gesang hören, der von dort kam. Aber heute hatten sie noch nicht geschossen und schienen auch nicht die Absicht zu haben, einen Angriff zu unternehmen. Auch in ihren Gräben mochte es jetzt nach Essen riechen und nach dem Duft von schwarzem Kaffee. — — —

Als der junge Leutnant bei jenem Unterstand angelangt war, wandte er sich zurück, atmete tief die milde Luft ein und sah einem Zug von Leuten entgegen, die eben mit gefüllten Eimern von der Feldküche kamen. Das war ihm gerade recht, denn auch ihm mußten sie jetzt sein Essen bringen, und er hatte ordentlichen Hunger, den Hunger eines Neunzehnjährigen, der seit dem Frühstück nichts zu sich genommen hatte, als ein paar Stückchen Schokolade und den Rauch einer Zigarette, die er hie und da an die Lippen führte, um einen langsamen Zug daraus zu tun.

Er kannte die Leute mit den Eimern nicht; sie waren erst zwei Tage zuvor eingetroffen und lagen nicht in seinem Graben. Wie sie aber in seiner Nähe waren und mit „Augen links" an ihm vorbeischritten, blieb sein Blick an einem von ihnen haften.

Ein wunderliches Empfinden überkam ihn erst, dann ein starkes Staunen. Ganz rot wurde das braungewetterte Jünglingsgesicht.

Das war ja. . . Nein doch, es konnte nicht sein. . . Undenkbar. . . Wie sollte denn das zusammenhängen?. . . Gewiß, er hatte sich geirrt. Freilich, der etwa vierzigjährige, auffallend schlanke Mann mit dem etwas wirren, leise angegrauten braunen Bart hatte ihn. . . das war keine Täuschung. . . hatte ihn auch mit einem Wundern in den Augen angesehen. .

„Hallo, Sie, Gefreiter!" rief Leutnant Martens einen an, der in dem Zuge der Essenträger als letzter und ohne Gefäße ging.

„Zu Befehl, Herr Leutnant!"

„Gehören Sie zu den Leuten hier?"

„Zu Befehl, Herr Leutnant!"

„Da ist einer darunter". . . so und so. . . Er schilderte den Soldaten.

„Den meinen Herr Leutnant", antwortete der Gefreite, „den mit der großen, runden Brille?. . . Ja, det is auch sonne putzige Kruke. . . „Professor" rufen wir ihm. 'n Lehrer aus Berlin oder sowat.. . . Kriegsfreiwilliger Söneland, Herr Leutnant!"

Also doch. . . dachte Martens. . . Söneland. . . Sein Lehrer Wilhelm August Söneland, der Stille, der Träumer, wie sie ihn in der Schule nannten, wenn er einmal besonders still war. . . Der Oberlehrer für Deutsch und Geschichte an dem Berliner Gymnasium, dessen Bänke der nunmehrige Leutnant Karlernst Martens noch vor einem halben Jahre gedrückt hatte, in stiter Angst und Sorge um den nächsten Klassenaufsatz, vor dem er immer ein geheimes Grausen gefühlt hatte. Denn da konnte ihm doch seine gute Schwester Elise, die Lehrerin, nicht helfen, wie bei den häuslichen Arbeiten dieser Art: da mußte er schon im Schweiße seines eigenen Angesichts so furchtbar schwere, grundtiefe Sätze bauen für Herrn Söneland und Gedanken entwickeln, die sich doch nicht einstellen wollten. . .

Sein Lehrer Söneland, den er trotz allem doch außerordentlich hochschätzte, Kriegsfreiwilliger. . . als ganz gewöhnlicher Soldat ohne Rang und Abzeichen im Felde. . . Und sein Schüler Karlernst Martens, dieses jungen Kerlchen, das so schlechte Aufsätze machte und in Geschichte auch nur immer gerade noch mitrutschte, war bereits Offizier und der Vorgesetzte seines gestrengen Lehrers, der vor ihm strammstehn und ihn mit hörbarem Ruck grüßen mußte, wenn er vorbeikam, wie eben jetzt.

Das war doch eine sonderbare Geschichte, und der Leutnant nahm sich vor, seinem besten, jetzt noch in der Schule schwitzenden Freunde Thomann, der wegen allzu großer Kurzsichtigkeit untauglich war zum rauhen Kriegshandwerk, schnell ein paar Zeilen darüber zu schreiben. Die ganze Oberprima, soweit sie eben noch vorhanden war, sollte ihre Freude haben. . .

Jawohl, eine kuriose Geschichte und eigentlich zum Lachen. Aber Karlernst Martens brachte es doch nicht dazu. Etwas Wunderliches war in ihm, das durchaus nicht mittun und den Gedanken, dem Freunde ein paar lustige Zeiten zu schreiben über die Begegnung, nicht gutheißen mochte. Aber seine Schwester Elise sollte schleunigst einen Bericht bekommen. Der war ja, wie er wußte, Oberlehrer Söneland gut bekannt, als älterer Kollege freilich, da er an derselben Höheren Töchterschule in deutscher Literatur unterrichtete, wo sie selbst die Jüngsten in die Geheimnisse der französischen und englischen Sprache einzuführen hatte. Das war auch geeigneter für sie und ihr etwas schwärmerisch veranlagtes Gemüt als für die Jungen, denen mehr das Spaßhafte der Sache eingeleuchtet hätte. Ein strenger, wenn auch beliebter Lehrer, der seinem Schüler aufs Wort und ohne mit der Wimper zu zucken, parieren und doch knirschend in seinem Innersten denken mußte, daß dieser selbe Leutnant vor ein paar Monaten noch pflichtgemäß zu bibbern hatte, wenn er trotz aller Einflüsterungen die Punischen Kriege heillos durcheinander brachte.

Nach dem Essen schon schrieb Leutnant Martens den Brief an seine Schwester. Er schilderte ihr, wie Herr Oberlehrer Söneland mit einem Suppen- und Kaffeeimer an ihm vorbei marschiert war, ein Feldgrauer mit schweren, lehmigen Stiefeln und einer Uniform, so hergenommen und verschmutzt, daß dem immer mit peinlicher Sorgfalt gekleideten Mann gewiß vor sich selber graute.

* * *

Die Sammelstelle für die Feldpost befand sich an einem weiter entfernten Unterstand, zu dem Leutnant Martens sich begab, als er im Laufe des Nachmittags wieder aus dem Schützengraben kam. Gerade hob er den Deckel des ungefügen Kastens, um diesem seinen Brief anzuvertrauen, da erschien ein Soldat, nahm die vorgeschriebene Haltung an und wartete: Söneland, und wieder fühlte er, daß er rot wurde. Aber er gab sich einen Ruck streckte mit lebhafter Herzlichkeit die Hand aus und rief, vor Befangenheit etwas stotternd:

„Herr. . . Herr Oberlehrer". . .

„Zu Befehl, Herr Leutnant!" antwortete Söneland mit heller Stimme (in der Schule sagte man, er spreche Tenor), und ergriff die Hand des jungen Offiziers, um sie kräftig zu schütteln.

Dabei entfiel ihm der Brief, den er in seiner Rechten gehalten, und es geschah, daß Herr Leutnant Karlernst Martens, seine Würde völlig vergessend, sich schleunigst bückte, das Schreiben vom Boden aufhob und es dem Soldaten reichte.

„Wenn ich bitten darf, Herr Oberlehrer", sagte er fast schüchtern. Seine Gedanken waren wieder in der Schule.

„Zu Befehl, Herr Leutnant!" gab Söneland stramm zurück, aber in seinen großen, blauen Augen hinter den runden Brillengläsern war ein Lächeln.

„Wiewohl sich's nicht recht schicken mag, Herr Leutnant", fuhr er leiser fort, und da dieser verlegen dreinsah und ganz im Banne seines Schulrespektes zu sein schien: „Aber sehr, sehr hübsch ist es doch von Ihnen, mein lieber Karlernst Martens. . . Auch daß Sie mich nicht vergessen haben. . . Ja, wenn man so seinem alten Lehrer plötzlich über den Kopf wächst wie Jenä der Teeschinkenbaum kaumal in Rinnie". . .

„Aber, Herr Oberlehrer, dafür — dafür kann ich doch eigentlich gar nichts. Hab' ja nur meine Schuldigkeit getan wie alle anderen. Ich merke doch nicht — kann doch nicht" —

So ein ganz klein wenig nahm er sich's doch übel, daß er den Schüler in sich noch immer nicht ganz zu unterdrücken vermochte und sich sogar über den Scherz des Lehrers so ärgerte, als könnte ihm dies bei der nächsten Zensur zugute kommen. Wenn jener nur nicht gleich fragte, was mit dem Wunderbaum des Propheten Jonas eigentlich los war. So ganz genau hätte da Herr Leutnant Karlernst Martens nicht Bescheid gewußt, eher wäre ihm noch die vielgefürchtete „Bier" im Notizbüchlein des Herrn Söneland sicher gewesen.

Aber der Kriegsfreiwillige dieses Namens fragte nicht. Dagegen nahm er die Einladung des jungen Offiziers, ihn doch in seinem Unterstand aufzusuchen und an seinen allzu zahlreichen Liebesgaben teilzunehmen, mit herzlichem Dank an. Als sich dann Martens entfernt hatte, öffnete Söneland den Brief, der ihm vorhin zu Boden gefallen war, suchte auf den vier beschriebenen Seiten eine leere Stelle und schrieb:

„Nun, mein verehrtes Fräulein Elise, habe ich Ihren lieben Bruder Karlernst wirklich als Leutnant angetroffen. Er schreibt Ihnen wohl auch darüber, und so wird Ihnen Meldung und Betätigung in einem. Wie denn Goethe sagt, daß Memoiren von oben und unten sich begegnen müssen. Bleiben Sie mir auch weiter gut, selbst wenn das Zitat nicht völlig stimmen sollte.". . .

Leutnant Martens hatte seinen Lehrer als Gast im Unterstand und bewirtete ihn fürstlich mit all dem Guten, das er in seinen vielen Paketen fand. Söneland ließ sich Essen und Trinken ohne Gewissensbedenken schmecken und plauderte dazwischen mit seinem Schüler über die Prima und anderes, erzählte auch, was ihn veranlaßt habe, freiwillig in den Krieg zu ziehen. In seiner Jugend sei er nicht einmal als „Landsturm ohne Waffe" zu brauchen gewesen, um so mehr hätte es ihn gefreut, daß er als Vierziger dem Vaterlande Kraft und Blut geben dürfe. Mit habe er ja müssen! Ein Lehrer der Geschichte — wie sollte der nicht mit eigenen Augen sehen und am eigenen Leibe erfahren wollen, wie Weltgeschichte gemacht werde! Er habe bisher keine Ahnung gehabt, die sei ihm erst aufgedämmert, als er zum ersten Male im Feuer gestanden sei.

Der Kriegsfreiwillige Söneland schrieb dann auf die Bitte des Leutnants einen Brief an seine Prima, und was Martens gestern wie Hohn erschien, da er an Thomann über die Begegnung berichten wollte, das klang hier ganz anders. „Der Schüler ward zum Führer, der Lehrer, der ihn erzog, lernt ihm gehorchen. Seltsam scheint diese Wandlung und manch einer mag lächeln darüber. Laßt ihn! Er hat diese wunderbare, große Zeit nicht erfaßt. Die Jugend voran, Freunde! Zeige sie, was wir zu machen wußten aus ihr. Jetzt donnern die Kanonen. Immer näher und näher. . . Hurra, nun kommen wir wieder daran!"

Sie kamen daran. Schon in der Frühe des nächsten Morgens gab es Sturm. Die feindlichen Gräben wurden genommen. Zwischen dem zweiten und dritten wurde Leutnant Martens von einer Schrapnellkugel getroffen.

Kriegsfreiwilliger Söneland sah ihn zu Boden sinken. Er sprang hinzu, nahm den Bewußtlosen auf und trug ihn von der besonders gefährdeten Stelle, betastete ihn zitternd, schnitt ihm den Rock auf, aus dem das Blut quoll. Die linke Schulter und der Oberarm waren verletzt, schwer aber nicht tödlich. Söneland hatte die Freude, seinen Schüler aus der Betäubung erwachen zu sehen; er übergab ihn den herbeieilenden Sanitätssoldaten und stürmte dann zurück, den anderen nach.

Mit einer leichten Verwundung kam er wieder. Auf dem Verbandplatz fand er den jungen Leutnant, der kunstgerecht verbunden auf der Trage lag. Er sollte in den Lazarettzug gebracht werden. In die Heimat ging es, nach Berlin.

Leutnant Karlernst Martens sagte: „Ach, Herr Oberlehrer, jetzt ist aber für mich die Weltgeschichte wieder aus."

„Für zwei, drei Monate, mein Junge," antwortete der Kriegsfreiwillige Söneland und streichelte seinen Vorgesetzten. „Und Schwester Elise wird nun zu tun haben. Was ich mir sehr schön denke", fügte er hinzu, während aus seinen großen Augen ein Leuchten kam. Diesmal aber nicht durch die runden Brillengläser. Die hatte eine tückische Kugel mit einem Fetzen Haut über dem Ohr in die Luft geschleudert.

„Und ich", sagte Karlernst Martens mit schwachem Lächeln, „darf ich ihr wohl einen schönen Gruß bestellen von dem Herrn Oberlehrer, der heute seine Reifeprüfung bestanden hat für das Eiserne Kreuz?"

„Zu Befehl, Herr Leutnant!" antwortete der Kriegsfreiwillige Söneland und gab dem Herrn Leutnant Karlernst Martens einen Kuß auf die Stirn.

Die Patriotenliga.

Skizze von W. Johannet.

Die Erde dampfte und der Regen rauschte eintönig wie ein Gießbach vom dunkelgrauen Himmel. Seit Tagen, seit Wochen ging das so, man konnte glauben, daß zu allem andern in diesem Unglücksjahr Frankreich noch noch ersäuft werden sollte. Herr Jules Baroche stand, in einen seidenen Schlafrock gehüllt, aber sonst fertig zum Ausgehen angekleidet an dem hohen, breiten Fenster seines eleganten Frühstückszimmers und starrte in den trüben Morgen hinaus. Er war groß und hager und hatte ein schmales, fahlgraues Don Quichotte-Gesicht, von dessen Kinn ein weißer Knebelbart wie ein dicker Eiszapfen herunterstarrte.

Das Frühstück stand unberührt. Die flackernden Flammen des Kaminfeuers warfen zitternde Reflexe auf den kostbaren Perserteppich, sie spiegelten sich in dem schweren Silbergeschirr, das auf der Damastdecke des Tisches stand und in ihrem Schein golden aufglühte. — Jules Baroche sah nichts von der ganzen Herrlichkeit. Seit einer Stunde starrte er hinüber nach dem Städtchen Beauville, das er bis vor kurzer Zeit als Bürgermeister beherrscht hatte. Seine Villa lag etwas von der Stadt entfernt neben seiner Fabrik auf einer Anhöhe. Er konnte ganz Beauville überblicken, das, in einen feuchten Dampf gehüllt, trüb, schwarz und melancholisch vor ihm lag mit dem viereckigen Rathausturm in der Mitte. Wie ein drohend erhobener Finger sah dieser Turm von ferne aus. Jules Baroche stöhnte. Jetzt war es halb zehn Uhr und er hatte sich feierlich verpflichtet, um zehn Uhr den Major Rochow zu erschießen, den die Deutschen als Ortskommandanten eingesetzt hatten und der jetzt ahnungslos dort im Rathaus saß.

Wie ein wüster Traum erschien ihm das jetzt. Immer wieder fuhr er sich mit der feuchten Hand über die Stirne, als ob er damit seine Gedanken wegwischen könnte, aber sie wichen nicht. Wie ganz anders hatte er sich diesen Winter vorgestellt! Als der Krieg ausbrach, war er eben im Begriff gewesen, sein Amt als Bürgermeister niederzulegen. Die Leinwandfabrik, die er aus kleinen Anfängen zu hoher Blüte gebracht hatte, sollte sein Schwiegersohn übernehmen, der jetzt irgendwo in einem Schützengraben lag und er selbst wollte einmal aufatmen, zum erstenmal seit dreißig Jahren einen vergnügten Winter in Paris verleben. Alles war nichts, alles hatten ihm die Preußen verdorben mit ihrem Krieg. Wenn sie durchaus die Welt erobern wollten, so konnten sie damit doch wenigstens warten, bis er gestorben war.

Wie er sie haßte, diese Preußen, diesen dicken, alten Major, der da drüben in seinem einstigen Amtszimmer saß und mit einem Dutzend Landwehrleuten ganz Beauville in der Hand zu haben glaubte. — Glaubte! — Baroche pfiff durch die Zähne. — Glaubte!! — Seit Wochen war die Patriotenliga heimlich am Werk, jeder Mann in Beauville wußte, was er zu tun hatte, wenn die Sturmglocke läutete. Wie ein Blitz mußten sie über die kleine Besatzung kommen, die hilflos war, wenn der Kommandeur fehlte. Mit Begeisterung hatte er gestern abend, als die entscheidende Sitzung der Patriotenliga in seinem Hause stattfand, sich selbst erboten, den Major auf sich zu nehmen. Es war der schönste Augenblick seines Lebens gewesen. Alle jubelten ihm zu, drückten ihm die Hände, umarmten ihn. Ganz Frankreich würde dem Beispiel von Beauville folgen und sich erheben wie ein Mann, wenn erst einmal an einem Platz reiner Tisch gemacht war, wenn sie sahen, wie leicht es ging.

Jetzt, im kalten Licht des Morgens stiegen dem Bürgermeister allerlei Bedenken auf. Er war seiner Sache nicht mehr so ganz sicher wie am Abend vorher, als der schwere Wein die Begeisterung mächtig aufflammen ließ. Ohne daß er sich's selbst recht eingestehen mochte, bedauerte er fast, sich so sehr in den Vordergrund gedrängt zu haben. Er hatte noch nie einen Menschen erschossen — das war auch so eine Sache. Würden seine Hände nicht zittern, würde er nicht den Mut verlieren? Und dann wußte man nie sicher, wie so etwas ausging. Wenn etwa der Major zuerst schoß? Jules Baroche wurde ganz kalt bei diesem Gedanken.

Die Uhr über dem Kamin schlug dreiviertel zehn Uhr. Mit einem energischen Entschluß schlüpfte Jules Baroche aus seinem Schlafrock und kleidete sich vollends an. Der Diener brachte den Ueberzieher, die Gummischuhe und einen Regenschirm. Als er das Zimmer wieder verlassen hatte, steckte Jules Baroche einen kleinen, niedlichen Revolver in die Tasche, die sich komisch bauschte, als stecke ein Apfel drinnen. Gut, daß er sich wenigstens von niemandem zu verabschieden brauchte. Frau und Tochter waren im Süden. Er warf einen langen, schmerzlichen Blick auf den lieb gewordenen Raum und dann ging er. Als die Haustür hinter ihm ins Schloß fiel, schauerte er merklich zusammen. Es war fertig mit dem Leben. Mit zögernden Schritten ging er hinab zur Stadt. Nur ein ganz aufmerksamer Beobachter hätte merken können, daß sich in Beauville etwas vorbereite. Es standen trotz des Regenwetters mehr Männer als sonst auf den Straßen umher, die Jules Baroche mit gespannter Aufmerksamkeit nachblickten. Vor der Kirche, dem Rathaus gegenüber, traf er Jean Labarbe. Er war ein kleiner, dicker Mensch mit einem scharf geschnittenen Gesicht, der sich einbildete, ein Doppelgänger des ersten Napoleon zu sein und der nicht wenig stolz darauf war. Er hatte die Aufgabe, im rechten Moment, sobald der Leinenweber mit dem deutschen Major fertig war, das Zeichen zum Läuten der Sturmglocke zu geben. Darauf wartete er, die Arme über die Brust verschränkt, und starrte in die Luft. Jules Baroche begrüßte ihn.

„Viel Glück," sagte Labarbe. Dann zog er die Brauen hoch, es fiel ihm auf, daß Baroche kreideblech war.

„Nun?" fragte er verwundert.

Jules Baroche hörte die Frage gar nicht, es lag ihm wie ein Nebel auf allen Sinnen. Eine ungeheure Aufregung hatte sich seiner bemächtigt, er zitterte an allen Gliedern und besaß nur noch so viel Selbstbeherrschung, daß er geradeaus lief. Er wußte, daß er umkehren würde, wenn er jetzt nur erst stehen blieb. Sein Herz schlug wie ein Hammer. Er stolperte die Rathaustreppe empor, sah wie durch einen Vorhang die Landwehrleute, die in einem Parterrezimmer die Wache hatten und klopfte endlich im ersten Stock an die Tür seines einstigen Amtszimmers.

„Herein!" schrie drinnen jemand so laut und energisch, daß der Bürgermeister zusammenfuhr.

Der Major war eben mit dem Frühstück fertig. Der Diener stellte das Porzellan auf einem Servierbrett zusammen, als Jules Baroche eintrat. Major Rochow verknüllte die Serviette, warf sie auf den Tisch und erhob sich. Er war groß und breit, mit einem glatt rasierten, intelligenten Gesicht.

„Ah, welche Ueberraschung!" sagte er liebenswürdig in ausgezeichnetem Französisch. — „Willkommen, Herr Bürgermeister! —"

Er schob dem Besucher selbst einen Stuhl zurecht, während der Diener Hut und Schirm des Bürgermeisters nahm und schüttelte ihm kräftig die Hand. Baroche setzte sich ängstlich und widerwillig und deckte die Linke über die gebauschte Tasche, welche den Revolver barg. Rochow schob ihm die gefüllte Zigarrenkiste zu. Der Franzose wollte abwehren, aber seine Zigarre brannte, ehe er selbst wußte, wie.

Jules Baroche fühlte sich immer unbehaglicher. Aus dem mächtigen bartlosen Gesicht des Offiziers sehen ihn ein Paar graue, scharfe Augen ruhig und durchdringend an. Nervös wandte er den Blick und sah auf die Hand des Alten, welche die Zigarre hielt. Es war eine große schwere Hand, wohlproportioniert, mit starken Sehnen. Wen diese Hand ergriff —! Der Bürgermeister schauderte, wenn er das zu Ende dachte.

„Nun darf ich wohl fragen, was Sie zu mir führt?" Jules Baroche fuhr auf, als ob er eben aus einem Traum erwachte. Er fühlte, daß er erblaßte, aber er nahm sich zusammen.

Er hatte sich eine große Rede zurechtgelegt. Nicht wie ein Räuber wollte er den Major überfallen, den ganzen Schmerz Frankreichs, die ganze Wut des Volkes wollte er ihm ins Gesicht schleudern, ehe er zum Revolver griff.

„Herr Major", sagte er und verfuchte, sich drohend zu räuspern, „Nordfrankreich ist verwüstet, die Bewohner verarmt, die Industrie vernichtet . . ."

„Ja, ja," erwiderte Rochow, als der Franzose eine kurze Pause machte, „das ist traurig, ich weiß es; aber wir beide werden es wohl nicht ändern können."

„Unsere Industrie ist vernichtet," wiederholte Baroche, der den Faden seiner Rede in der Erregung plötzlich verloren hatte.

Der Major blies eine mächtige Rauchwolke gegen die Decke. Er verstand nicht, worauf der Franzose hinaus wollte. Er war doch wohl nicht nur deshalb gekommen, um sich Trost zusprechen zu lassen.

„Bei Ihnen hier ist es übrigens nicht einmal so schlimm", sagte er.

„Nicht schlimm?" Baroche reckte sich empor. „Nicht schlimm? Wie können Sie das sagen! Wissen Sie, was ich sonst verdiente und was ich jetzt verdiene?"

„Wenn Sie auch jetzt nur fünfzig Prozent . . ."

„Fünfzig Prozent!" Der Bürgermeister wurde rot wie ein Krebs und rang die Hände. „Wie können Sie das sagen. Ich setze zu! Sehen Sie . . . ."

Er stand auf, um näher an den Major heran zu kommen, hielt diesem die gespreizten Finger vor die Augen und begann zu reden, zu rechnen. Er rechnete seine Ausgaben vor und seine Einnahmen, Punkt für Punkt. Je länger er sprach, desto mehr geriet er in Eifer. Er hatte die Patriotenliga, den Neubau in seiner Tasche, die Befreiung Frankreichs — alles vergessen. Er war nur Geschäftsmann.

„Und so steht es mit allen von uns, wir gehen zugrunde," jammerte er, „und wer hilft uns?"

Der Major begann zu verstehen.

„Das ist ein merkwürdiger Unfall," sagte er, nachdem er eine Weile geduldig zugehört hatte. „Ich hatte heute morgen," er nahm ein großes Kuvert von einem Seitentisch, „Auftrag erhalten, große Warenvorräte zu requirieren, und dachte eben daran, Sie zu mir bitten zu lassen, als Sie selbst kamen. Es handelt sich um große Warenposten verschiedener Art."

Damit entfaltete er einen großen Bogen vor Jules Baroche, dem plötzlich das Sonderbare der Situation zum Bewußtsein kam. Statt diesen Mann zu erschießen . . . Ach was, dachte er. Und dann zog er sein Notizbuch, um sich die Aufträge zu notieren, die ihn persönlich angingen.

Eine Stunde später ging es im Nebenzimmer des ersten Weinrestaurants von Beauville sehr erregt zu. Jean Labarbe tobte vor Wut und nannte den Bürgermeister einen Verräter und einen Spion, es fehlte wenig, so wäre zuletzt hier noch Blut geflossen. Aber es gelang, die beiden zu trennen und als Baroche ungefähr aufzählte, was der Major alles brauchte — gegen bares Geld — wurden die Gemüter bald ruhiger. Die Diskussion nahm zusehends sanftere Formen an.

„Was sollen wir," wagte endlich ein Weinhändler zu sagen, „einen Menschen erschießen, mit dem wir Geschäfte machen können. Hast du nicht gehört, was er an Wein kaufen will. Wenn wir den Auftrag teilen . . ."

Seine Worte sollten Labarbe gelten, aber umsonst sah er sich jetzt nach dem Napoleonskopf desselben um. Während noch die Wogen der Erregung hoch gingen, war Labarbe geräuschlos verschwunden. Jetzt war er schon im Rathaus, denn er wußte, daß es außer ihm noch ein Dutzend andere Weinhändler in Beauville gab.

Hilfsbereit.

Ein biederer Bayer hat hinter der Gefechtslinie einige gefangene Franzosen zu bewachen, bis ein größerer Trupp beisammen ist und dann der Rücktransport lohnt. Von den Rothosen wimmert einer leise. Voll Mitgefühl wendet sich der Bayer an den Feind, ob er verwundet sei, aber eine Verständigung ist ganz unmöglich. Da versucht der Franzmann durch Gesten sein Leid zu schildern. Er zeigt auf seine Zähne und schmiegt darauf mit einer schmerzlichen Geberde die Wange in die hohle Hand.

„Ah, Zahnschmerzen hast'? Dös wer'n mer gleich han."

Ehe es sich der Franzose versieht, hat sein mitleidiger Helfer das Gewehr weggestellt und ihm rechts und links je eine gewaltige Ohrfeige versetzt. Das Mittel war ungemein wirksam. Zwar schwollen die Backen etwas an, aber die Zahnschmerzen waren verschwunden.

Deutscher Spruch.

Ueber weite Meere schall' es,
In die fernsten Lande hall' es,
Daß erfahre alle Welt:
Deutschland, Deutschland über alles,
Was sich ihm entgegenstellt!

Gerüstet.

Kriegführen kostet bekanntlich Geld.
Heran, ihr Dichter und Barden;
Verkündet in Liedern aller Welt:
Deutschland hat viele Milliarden!

— Schwacher Trost. Familie Müller hatte den Besuch einer Verwandten, die eine etwas schiefe Hüfte hatte. Als Klein-Trudchen ins Zimmer geführt wird, um der Tante guten Tag zu sagen, meint sie mit der Kindern eigenen grausamen Offenheit: „Ach, Tante, bist Du aber komisch gewachsen!" — Als sie die bestürzten Gesichter der Eltern sieht, merkt sie, daß sie etwas Ungehöriges gesagt hat und, um ihr Versehen wieder gut zu machen, sagt sie treuherzig: „Aber es kleidet Dich ganz gut!"

— Bei der Ausmusterung. Landsturmpflichtiger (auf die Frage, ob er irgend ein Leiden habe): „Jawohl, Herr Oberstabsarzt, ich schiele sehr stark."

Oberstabsarzt: „Ausgezeichnet, wir führen ja den Kampf nach zwei Fronten — Infanterie!"

— Umgekehrt. „Jetzt is gar mit die italienischen Nächte bei uns aus."

„Freilich, jetzt müssen wir den Italienern Lichterln anzünden." —

— Merkwürdige Behandlung. Patientin (zum Arzt): „Ach, Herr Doktor, was soll ich nur machen? Wenn ich mich zu Bette lege, dann habe ich immer eine so unerträgliche Hitze im Kopfe und die Füße sind so kalt wie Eis, daß sie gar nicht zu erwärmen sind!"

Arzt (Naturarzt, nach längerem Besinnen): „Hm, hm, dann werden Sie sich halt immer verkehrt in's Bett legen müssen!"

Ostrolenka.

Interessante kriegsgeschichtliche Erinnerungen aufgefrischt.

Die vor einiger Zeit gemeldeten Kämpfe um den Brückenkopf von Ostrolenka werden zwei interessante kriegsgeschichtliche Erinnerungen. Einmal aus der Zeit des napoleonischen Krieges und dann aus des unglücklichen Polenreiches verzweifeltem Kampfen gegen seine russischen Unterdrücker.

Im Jahre 1807 haben auf den Feldern vor Ostrolenka Russen und Franzosen, die tapfersten Waffenbrüder, ihre Kräfte im Kampfe gemessen, aus welchem Napoleons Soldaten siegreich hervorgegangen sind. Und von noch größerer Tragweite und gewichtigeren Folgen für die Geschicke Polens war die zweite Schlacht um den jetzt vielgenannten Kampfpunkt. Unter dem Kommando des zwar befähigten, aber durch fortwährenden Mißerfolg mut- und energielos gewordenen Generals Skrzynecki stellte sich am 26. März 1831 bei Ostrolenka das polnische Heer dem russischen Feldherrn Dieblitsch, der in geschickter Verschleierung seiner Absichten über den Bug gegangen war, um den Polen, die im Norden augenblicklich im Vorteil waren, in den Rücken zu fallen. Würdig der Tapferkeit ihrer Vorfahren fochten hier die Verteidiger staatlicher Freiheit zur Rettung ihrer Hauptstadt. Aber der russischen Uebermacht mußten sie erliegen. 9000 blieben auf dem Schlachtfeld, unter ihnen die Generäle Kicki und Kannewski, 12,000 unter Gielgud und Dembinski wurden von ihren rückwärtigen Verbindungen abgeschnitten und nur dem vierten Teil von dem einst 40,000 Mann starken Heere gelang es, in noch kampffähigem Zustande die Festung Praga zu erreichen.

Es war dies die blutigste Schlacht in jenem letzten erfolglosen Ringen um ein selbständiges Polen. Wären Diebitschs Truppen nicht auf gewaltige Verpflegungsschwierigkeiten gestoßen und dadurch in der schnellen Verfolgung gehindert worden, so würde sich die Niederlage der Polen bei Ostrolenka zu einer wahren Katastrophe ausgewachsen haben. Bis zum 11. Juli verweilte der russische Oberbefehlshaber in dem wichtigen Brückenkopf, indem er den Uebergang auf das linke Weichselufer vorbereitete und den Operationsplan zur Einschließung Warschaus entwarf. Mitten aus diesen Vorkehrungen heraus riß ihn die Cholera, die in diesem Jahre zum ersten Mal ihren Raubzug bis nach Mitteleuropa ausdehnte.

Wo sich die Nationalpoesie der polnischen Heldentaten bemächtigt hat, da ist auch der Name Ostrolenka stets in Ehren erklungen. Auch Lenau in seinem „Polenflüchtling" hat seinen blutgetränkten Fluren ein dichterisches Klagewort gewidmet.

Schweizer Hochschulstatistik.

Im allgemeinen hat sich der Besuch der Hochschulen in der Schweiz während des Kriegsjahres nicht wesentlich verändert. Die Gesamtfrequenz an den Universitäten betrug im letzten Semester 8425 gegen 8599 im Winter. Davon sind 7003 immatrikulierte Studierende, die sich auf die verschiedenen Fakultäten wie folgt verteilen: Theologie 355 (192 Protestanten, 155 Katholiken, 8 Altkatholiken), Rechtswissenschaft 1452, Medizin 2533 (darunter Zahnheilkunde 84, Hirnmedizin 144), Philosophie 1. Abteilung 1294, 2. Abteilung 1369. Nach Besuchsziffern geordnet ergibt sich für die einzelnen Universitäten die Reihenfolge: Bern insgesamt 2226 (immatrikuliert 1942), Zürich 2204 (1735), Genf 1214 (963), Basel 1090 (965), Lausanne 1038 (822), Freiburg 397 (371), Neuenburg 256 (205). Auf 4015 immatrikulierte Schweizer kommen 2988 Ausländer. Aus Rußland stammen 1538, vom Balkan 598, aus Deutschland 274, aus Oesterreich-Ungarn 143, aus Frankreich und Italien 82.

Die die Schweiz bei 3½ Millionen Einwohnern 7 Universitäten besitzt (Deutschland auf je 3 Millionen nur eine), so ist das Gedeihen, ja sogar das Bestehen mancher dieser Lehranstalten vom Besuche des Auslandes abhängig. Dieser internationale Charakter muß in gewissem Sinne auch in der Zusammensetzung des Lehrkörpers seinen Ausdruck finden. Nach einer diesbezüglichen Zusammenstellung von Prof. Rappard in Genf sind an den schweizerischen Universitäten 864 Dozenten tätig, 631 Schweizer, 118 Deutsche, 27 Franzosen und 88 aus dem übrigen Auslande. An den drei deuschschweizerischen Hochschulen Bern, Basel und Zürich lehren 331 Schweizer, 83 Deutsche, 1 Franzose und 33 andere Ausländer, an den romanischen Universitäten Genf, Lausanne und Neuenburg 282 Schweizer, 19 Deutsche, 14 Franzosen und 21 sonstige Ausländer. In Freiburg überwiegt sogar das fremde Element beträchtlich gegenüber dem einheimischen (49:18). Von 520 Professoren stammen 84, von 86 Privatdozenten 34, aus dem deutschen Reiche.